

STECKER

SAMMELBEST

Sie darf

Eine Frage, aus der ein Credo wächst. Darf Arbeit Spaß machen? Sie darf. Zum Interview bietet der Hausherr Zigarillos an. „Am besten, Sie stellen klare Fragen, und ich gebe unklare Antworten.“ Stecker ist einer, der weiß, was er zu verkaufen hat. Und wie. Von wegen unklare Antworten ...

Es geht um die Idee von der menschlichen Basis. Wer einen Museums-Chefsessel besetzt, sollte mehr sein als ein Technokrat. Stecker sagt: Menschlichkeit ist das Wichtigste, denn: Kunst ist menschlich. Das Büro: Nicht so sehr ein steriler Leitstand – eher schon eine Kunst-Zentrale, die nicht künstlich ist. Genuss unbegriffen. Raimund Stecker ist Chef des Lehbruck-Museums. Er ist einer, den man sich wünscht. Einer, der Ahnung hat – der Überzeugungen hat und Pläne. Ideen und Träume. Ein Museums-Chef ist Sammler. Von Beruf. Stecker ist auch Sammler, wenn er das Büro verlässt. Also ist er einer, der weiß, wie Sammler ticken. Was sie treibt. Und antreibt. Einer, der nur fragt „Wie groß? Wie breit? Wie teuer?“ ist für ihn kein Sammler. Sammeln ist Kunst. Besessenheit. Kunstbesessenheit.

Umlaufbahn

Mag sein, dass der Urknall des Sammelns nicht mehr ist als ein autoerotischer Akt. Mag sein, dass alles Sammeln anfangs eine Umlaufbahn um den Ich-Planeteten beschreibt. Irgendwann allerdings entdecken viele Sammler, dass, was sie da zusammengetragen haben, zu schade ist, um nicht auch von anderen gesehen zu werden. Eine zentrale Aufgabe der Museen: Öffentlichmachung der Kunst. Stecker hat das verinnerlicht. Und macht sich Gedanken. Einer wie er denkt druckreif. Das mag daran liegen, dass Stecker in der Lage ist, abseits der Bilder in Sprache zu denken. Seine These: Die Fähigkeit der Sprachbenutzer in Sachen Bildbeschreibung hat nachgelassen.

Macht Kunst sprachlos oder ist die Sprachlosigkeit, die ja eher eine Spracharmut ist, eine Folge nachlassender Kunstqualität? Stecker mag nicht über Huhn und Ei sprechen. Es beginnt beim Museumakkord, und der ist vierstimmig: Sammeln, konservieren, vermitteln, erforschen. Dabei gibt es keine Haupt- und Nebenstimmen. Steckers Akkord lebt von der Gleichzeitigkeit. Museumsarbeit ist wie eine Partitur. Im Kopf mag alles klingen, aber wenn es in den Orchestergraben geht, müssen Stränge belichtet werden. Der Museumsakkord ist wie ein Negativ. Alle Informationen sind enthalten. Aber die Abzüge können unterschiedlich ausfallen. Akzent hier, Kontrapunkt da.

aU

Museumsarbeit dreht sich um Hard- und Software. Die Hardware steckt in den Gebäuden. In der Logistik. Im vermeintlich Nachvollziehbaren. Stecker sagt: Wenn überhaupt, dann soll die Hardware der Software angepasst werden. Alles andere: Ein GAU. Mindestens ein AU: Ein

anzunehmender Unfall. Eine vorhersehbare Entgleisung. „Kulturpolitik scheint sich ja zu verstehen im Finanzieren von Gehäusen – und das in einer Zeit, wo wir alle wissen, dass die Software wichtiger ist.“

Dass Kunst einen Wert jenseits der Ziffern darstellt, ist, so Stecker, zunehmend schwer vermittelbar. Kann passieren, dass der Wert eines Gemäldes oder einer Skulptur mit dem Jahresgehalt eines Spitzensfußballers verglichen wird. Kommentar: aU. Summen sagen nichts über die Begeisterung. Sie verbreiten nichts als Scheinobjektivität. Kunst entfaltet ihre Magie nicht in Zahlen. Einem Junkie wie Stecker muss das niemand erklären. Er hat das Wunderbare verinnerlicht. Mit den Jahren ist ein asynchroner Zustand entstanden. „Die Ökonomie hat es geschafft, ein globales Wertesystem zu installieren, das sich schlicht an Zahlen orientiert – die Ästhetik hat das nicht geschafft“, sagt Stecker, runzelt die Stirn und fügt hinzu: „Müssen wir zur Kenntnis nehmen.“

Quellen

Und dann: Die Irrtümer. „Ich glaube, dass ernst zu nehmende Kunsthistoriker, die treuhänderisch im Kunstbetrieb tätig sind, wenn sie bei ihren Leisten bleiben, sehr schwer Irrtümer begehen, wenn sie ihre Verbalisierungsfähigkeit weiterhin einsetzen“, sagt Stecker. „Wenn aber die Auseinandersetzung bei einem Kauf nur aus 'Name, Preis, brauchen wir, gehört zur Gruppe' und 'hat der auch' besteht, brechen wir selber unsere guten Bedingungen auf. In dem Augenblick, wo ich etwas verbalisiere, objektiviere ich meine Eindrücke. Das ist die genuine Aufgabe des Kunsthistorikers.“

„Ein Museum schafft Quellen“, sagt Stecker. Es gibt die Verpflichtung, Zeugnis abzulegen. Kunst, sagt er, muss mehr sein als eine Eurozahl plus Inventarnummer.

Zahlen angesichts der Kunst sind nichts als rechenbare Ohnmachtserklärungen. Das Leben im Chefsessel ist eine Art Mikado: Willst du die Stäbe im Zentrum freilegen, musst du auch für kleinste Bewegungen am Rand sensibel sein. Alles ist mit allem verbunden und reagiert. Es gilt, sich vor jedem Schritt die möglichen Berührungspunkte anzusehen. Das alles ist ein filigranes Mobile, und einer wie Stecker muss Luftzüge voraussehen können. Ahnung aber hat mit Kenntnis zu tun. Sammeln auch.

Ökonomie-Etuden

Stecker beherrscht das Mikado und spielt virtuos das Duo aus Blumenstrauß und Pralinen einerseits und professioneller Museumsmechanik andererseits. Übersetzung: Einer wie er muss den Kontakt zu den Sammlern haben. Was heißt hier haben – es geht auch um die Pflege. Es geht darum, sich in Szene zu setzen. So viel steht fest: Es schadet nichts, wenn einer selber sammelt. Aber es geht auch um die Etüden auf der Klaviatur der Ökonomie. Stecker ist ein Dirigent vom alten Schlag, der sich für moderne Denkweisen nicht zu schade ist. Er bleibt beim

musealen Akkord: Sammeln, konservieren, vermitteln, erforschen und einer wie Stecker hat das Partiturlesen gelernt. Kunst ist Leidenschaft. Sammeln auch. Er legt den Zigarillo in den Aschenbecher. „Jetzt vielleicht doch ein Gläschen Wein?“ Warum eigentlich nicht.

O-Töne

Sammeln heißt nicht nur kaufen. Sammeln bedeutet auch, Sachen ins Eigentum zu übernehmen. Das kann ja auch eine Schenkung sein. Also: Erwerb im weitesten, neutralen Sinn.

Gelder, die ausgegeben werden als investive Gelder für die Hardware – Gelder also, die auch wieder in die Wirtschaft zurückfließen – sind politisch einfacher durchzusetzen als Gelder, die in die Software (also in die Kunst) gegeben werden. Das ist natürlich ein Trugschluss, denn auch Künstler und Galeristen geben das Geld wieder aus und bringen so die Volkswirtschaft genauso in Gang wie alle anderen auch.

Wenn wir uns die Gegenwartskunst angucken und sonderieren, wer momentan dafür ansprechbar ist, dann sind das natürlich zum Teil wirklich sehr, sehr, sehr reiche Leute, die zum Glück ihr Geld wieder in Umlauf bringen, indem sie in Kunst investieren und damit nicht nur die Künstler reich machen, sondern auch alle anderen: Die Angestellten in den Galerien, die Magazine, die Papierhersteller für Kunstmagazine bis hin zu Fotografen, Kameraleuten und Schreibern. Das Geld kommt zurück und es ist ja fast schon im Sinne Lafontaines eine Art Sozialisierung von privaten Gewinnen.

Spekulieren gehört nicht zu den vier Essentials der Museen. Also sind Investitionen in Kunst, die noch nicht gesichert ist, potenziell Fehlinvestitionen. Das ist natürlich eine Zwickmühle. Und eine Möglichkeit, aus dieser Zwickmühle zu kommen ist die, das Risiko erst einmal den Privatsammlern zu überlassen.

Meine Aufgabe ist es doch nicht, mich an einem internationalen Oligarchenmonopoly zu beteiligen. Ich muss an einem Hause wie diesem sehen: Was ist unsere Sammlung? Wo sind die Lücken? Was ist momentan finanzierbar? Wie können die Lücken auf einem museal hochwertigen Niveau geschlossen werden.

Nehmen Sie mal Scherer oder Kirchner. Da haben die Skulpturen prozentual riesige Gewinnzuwächse gemacht. Fläte man vor 20 Jahren für damals sehr wenig Geld eine Kirchen-Skulptur gekauft – Scherer erst recht – das war's gewesen. Mittlerweile ist das eine Ebene erreicht, wo wir uns im Falle eines Ankaufs mit dem Gesamtetat auf fünf bis zehn Jahre binden müssten. Und so viel ist sicher: Aufgrund der Stiftungsstruktur ist unser Etat nicht der allerschlechteste. So ein Ankauf kann also nicht Sinn der Sache sein. Also muss man Wege finden, diese Desiderate zu erwerben. Sicher ist: Kirchner und Scherer fehlen dem Haus. Das muss man ganz klar sehen. Und eben da gibt es öffentliche Stiftungen, die uns vielleicht helfen.

Wenn Sie aber feststellen, uns fehlt eine Skulptur aus den letzten zwanzig oder dreißig Jahren, macht es ja vielleicht auch Sinn, die deutsche Steuergesetzgebung über Schenkungen zu nutzen, um dem Hause Dinge zukommen zu lassen. Wir haben dann ein Win-Win für die Künstler, für den Sammler, der über fünfzehn bis zwanzig Jahre sein Geld gebunden hat und natürlich für uns, die wir die Schenkung gern annehmen. Das heißt: Blumenstrauß in die Hand, gute Flasche Rotwein und ab und zu 'ne Packung Pralinen und dann mal gucken wie das hinzukriegen ist. Das ist keine genuine Kunsthistorikeraufgabe, aber es ist notwendig. Ich habe mir aber zum Ziel gesetzt, den Betrag, den die Stadt Duisburg Jahr für Jahr überweist, durch Schenkungen gegenzuspiegeln. Das ist das Ziel und ich finde, das ist eine wunderbare Aufgabe.

Wir leben in einer Zeit, wo die Medien ja nicht darauf reagieren, dass ein Künstler eine neue Form gefunden hat. Das wird nicht kommuniziert. Kommuniziert wird Kunst dann, wenn der merkanthile Gegenwert so exorbitant ist, dass er mit anderen Ausgaben zu vergleichen ist. Eine Skulptur von Giacometti ist so teuer wie der Mittelfeldspieler von Barcelona. Es geht in beiden Fällen um circa hundert Millionen.

Was wir hier gesammelt haben, gehört natürlich nicht uns – es gehört der Öffentlichkeit. Das ist natürlich eine wunderbare Geschichte. Es ist zu wenig im Bewusstsein, dass sie Museen öffentliches Eigentum sind und darum ist es schwierig, Ankäufe mit exorbitant hohen Summen auch öffentlich zu verantworten.

Wir haben ja seit circa 130 Jahren ein gesellschaftliches Mimus an Verbalisierungsfähigkeit visueller Phänomene mit einer Tendenz gegen Null. Zu Budenbrocks Zeiten kaufte man ein Kunstwerk, saß anschließend im Salon und erzählte, dass man ein Werk gekauft hat. Damals gab es eine Sprachfähigkeit, dieses Werk zu beschreiben – seiner Begeisterung also Ausdruck zu verleihen. In dem Augenblick, wo aus der Kunst heraus nur noch Werknummern vergeben werden, entsteht ja eine Art Konsenz, dass die adäquate Beschreibung von Kunst nicht mehr nötig ist. Die Sprachbereitschaft, sich über bildliche Phänomene zu äußern, schwindet. In dem Augenblick, wo ich in ein Werk erwerbe und es mich in meiner Sprachfähigkeiten herausfordert, akzeptiere ich einen ästhetischen Wert, der nicht über den merkanthilen Wert kommuniziert werden muss. Die Frage, die sich stellt, ist doch ganz klar: Was ist der Wert eines Kunstwerks? Den Wert eines Kunstwerks auf den Marktwert zu reduzieren, ist mir in der Tat zu wenig. Wir leben aber in einer Zeit, in der Entscheidungen nach einem digitalen Muster – nämlich mit Ja und Nein – getroffen werden. Es geht nicht mehr um Gründe wie „Das erinnert mich an“ oder „Das regt mich an zu“, „Das hat mich auf die Idee gebracht“ ... Das sind ja quasi sentimental verpönte Zugangsweisen zur Kunst. Die Ökonomie hat es geschafft, ein globales Wertesystem zu etablieren, nämlich 200.000, 500.000, zwei oder vier Millionen. Die Ästhetik hat das nicht geschafft.